

Eröffnungsrede von Museumsleiter Frank Brunecker

Raubgräber-Schatzgräber

Eine Ausstellung im Museum Biberach

11. Oktober 2008 bis 8. Februar 2009

Herr Prof. Planck, Herr Dr. Riedlbauer, sehr geehrte Damen und Herren, auch ich begrüße Sie herzlich zur Eröffnung unserer Sonderausstellung „Raubgräber-Schatzgräber“ im Museum Biberach.

Sie haben es gehört, es gibt Raubgräber und Schatzgräber bis heute und es gibt sie nicht nur im Ägypten der Pharaonen, im römischen Italien oder in anderen Ländern, die bekannt sind für ihre besonders reichen archäologischen Stätten – es gibt sie nicht nur im Irak, in Afghanistan und anderen krisengeschüttelten Regionen, in denen der armen Bevölkerung kaum eine Wahl bleibt, sondern es gibt sie auch in Deutschland. Die Archäologie-Krimis geschehen tatsächlich vor unserer Haustür. Die Polizei geht von einem harten Kern von bis zu Tausend kriminellen Raubgräbern aus. Ihr Werkzeug sind Metall-detektoren, Klappspaten und detaillierte Karten. Sogar GPS- und Nachtsichtgeräte kommen zum Einsatz. In Baden-Württemberg wurden 1995 und 1997 bei nächtlichen Plünderungen alamannischer Gräber Minibagger eingesetzt. Die Verwendung derart schweren Geräts ist eine kriminelle Dreistigkeit par excellence und eher die Ausnahme. Daneben wird die Sondengängerei zu einem Phänomen unserer Freizeitgesellschaft. Ganze Familien frönen der ausflugsmäßigen Schatzsuche zwischen Picknick und piep-sender Metallsonde. Das ist wie Pilze suchen, nur spannender. Sondengänger sind Freaks und trotzdem Menschen aus allen Schichten, der Lebenskünstler wie der Büro-angestellte, der Akademiker wie der Ungebildete, der Arbeitslose wie der Frührentner, die nicht nur nach unverhofftem Reichtum, sondern nach einem speziellen Ausgleich vom allzu reglementierten Alltag streben. Viele von ihnen überschreiten die Ränder der Legalität mehr oder weniger weit.

Herr Prof. Planck hat in seiner Eigenschaft als Präsident des Landesamts für Denkmal-pflege in Baden-Württemberg betont, welche Schäden aus wissenschaftlicher Sicht durch die landauf landab grassierenden Raubgrabungen angerichtet werden. Ich möchte das aufgreifen, zum einen weil damit das Grundanliegen dieser Ausstellung berührt ist, zum anderen weil ich glaube, dass auch unter Ihnen, meine Damen und Herren, viele sind, für die der Gedanke des Bodendenkmalschutzes relativ neu ist und abstrakt erscheint.

Aus Laiensicht darf man zurückfragen. Was ist denn so schlimm daran, wenn der eine oder andere Hobbyarchäologe mit seiner Metallsonde einen ungeahnten Schatz hebt? Was war so schlimm daran, als zwei Militariasammler 1999 in Sachsen-Anhalt die „Himmelscheibe von Nebra“ gefunden haben? Hätte die Himmelscheibe denn nicht gefunden werden sollen? Sie ist ja nun glücklich im Museum. Übrigens nicht in dem un-

seren. Ihr Versicherungswert beträgt 100 Millionen Euro, und deshalb wird dieses sensationelle Unikat auch für diese Sonderausstellung nicht ausgeliehen. Ich habe gar nicht erst darum gebeten. Ich habe vielmehr Herrn Dr. Meller, den Direktor des Landesmuseums für Vorgeschichte in Halle, zu einem Vortrag nach Biberach eingeladen, auf dass er uns aus erster Hand von diesem Archäologie-Krimi um die Himmelsscheibe berichten möge. Herr Dr. Meller ist nicht nur einer der prominentesten Archäologen in Deutschland, er ist auch ein begnadeter Redner, und dieser Geschichte, die er da zu bieten hat, eignen alle Qualitäten einer Romanvorlage. Ich möchte Sie also schon jetzt zu diesem Vortrag im Museum nächste Woche am Donnerstag, den 16. Oktober um 18 Uhr einladen. Das wird eine der spannenden Veranstaltungen im Verlauf unserer Sonderausstellung „Raubgräber-Schatzgräber“.

Aber zurück zu der Frage, die ich in einigermaßen rhetorischer Absicht aufgeworfen habe: Warum kritisieren die professionellen Archäologen die Tätigkeit der Hobbyarchäologen? Warum nennen sie sie Raubgräber, obwohl der strafrechtliche Tatbestand des Raubes nicht erfüllt ist? Warum gerieren sie sich wie Spielverderber? Wer wollte denn keinen Schatz finden und plötzlich reich sein? Ist die Kritik daran nicht behördlich überzogen und insofern typisch deutsch? Bodendenkmalschutz? Was soll das denn heißen? Gehe nicht über diese Wiese, gehe nicht über Los, ziehe nicht DM 4.000 ein.

Weit gefehlt, meine Damen und Herren! Der Schaden, den harmlos scheinende Sondengänger anrichten, wenn sie mit dem Spaten oder sogar mit dem Bagger in archäologische Schichten eingreifen, ist enorm. Dieser Schaden ist materiell relevant, aber er ist vor allem immateriell, denn er verunmöglicht wissenschaftliche Erkenntnis. Lassen Sie mich das erläutern.

Sondengänger und Hobbyarchäologen kommen nicht von ungefähr. Viele Menschen interessieren sich für die Archäologie, die mit so legendären Helden aufwarten kann wie Heinrich Schliemann, der das mutmaßliche Troja Homers fand, oder Howard Carter, der im Tal der Könige den womöglich wertvollsten archäologischen Schatz aller Zeiten entdeckte, das bislang einzige weitgehend unberaubte Grab eines altägyptischen Pharaos, das des Tutanchamun. Wen wundert es, dass die Archäologie bis heute von Schatzgräberromantik umweht ist.

Regelmäßig vermitteln die beliebten Wissenschaftsreportagen des Fernsehens den Eindruck, Archäologie geschehe notwendig hemdsärmelig und sei eine Art Reality-Trekking in ferne Länder. Populäre Romane und abenteuerliche Hollywoodproduktionen nach der Machart des Indiana Jones vermögen diesen Leumund weiter zu steigern. Natürlich sind diese Vorstellungen übertrieben und auch kaum auf die Verhältnisse in Mitteleuropa übertragbar. Aber selbst bei unseren hiesigen Archäologen, die sich seriös und bodenständig geben, indem sie ausschließlich im Federseeried graben, bleibt ein Rest vom Schatzgräber-Nimbus. Wer kann sagen, welche bahnbrechenden Funde unsere heimische Erde verborgen hält? Welcher noch so sachliche Forscher könnte die elektrisierende Begeisterung verleugnen, die der Moment des überraschenden Findens eines Jahrtausende alten Gegenstands – ob materiell wertvoll oder nicht – mit sich bringt? Die konkrete Aufdeckung versunkenen Lebens ist ein unvergessliches Erlebnis. Im Vorverständnis der Öffentlichkeit verknüpft dies auch die wissenschaftliche Archäologie nach wie vor mit der Schatzgräberei. Das macht die Archäologie zu einer der populärsten Wissenschaftssparten überhaupt.

Ohne Zweifel ist archäologische Forschung dinglich-materiell orientiert. Sie sucht nach den handgreiflichen Resten menschlicher Kultur aller Epochen, entflieht der Studierstube, trotz Wind und Wetter, Staub und Schmutz, Kälte wie Hitze. Nicht zuletzt aus dieser reisefertigen Rustikalität leitet sich die Aura des Schatzsuchers ab, wenn auch die an der Auffindung eines kostbaren Einzelstücks interessierte Schatzsuche nichts mit einer heutigen, akribisch geführten und technisch unterstützten archäologischen Grabung zu tun hat. Es ist geradezu der Ausweis der Wissenschaftlichkeit einer professionellen Grabung, dass sie weniger an Funden als an Befunden, das heißt an der Dokumentation aller Entdeckungen, interessiert ist. Nur durch die Erhebung möglichst vieler Daten über die Fundumstände lassen sich in der Fundauswertung Schlussfolgerungen über menschliche Lebensweisen treffen.

So kann der „Schatz“ des Archäologen materiell vollkommen wertlos sein, wie die kleine eiserne Ringkopfnadel norwegischer Herkunft, die an der kanadischen Küste gefunden wurde und bewies, dass die Wikinger Amerika Jahrhunderte vor Kolumbus entdeckt haben.

Wissenschaftlich wichtiger als der Einzelfund ist der Fundzusammenhang. Archäologen sprechen vom „geschlossenen Fund“ und verstehen darunter verschiedenartige Gegenstände, die gleichzeitig in den Boden gelangt sind. Es kann sich um einen Keller, ein Depot, ein Grab oder um eine abgrenzbare Schichtablagerung handeln. Befindet sich in diesem Fundzusammenhang zum Beispiel Keramik eines bestimmten Typs, dann kann die Fundstelle mit anderen Keramikfundplätzen verglichen, relativ datiert und kulturell zugeordnet werden. Befinden sich in diesem Fundzusammenhang Münzen, Inschriften oder Materialien, deren Alter direkt ablesbar ist oder mit der Jahring-Methode, der ¹⁴C-Methode oder anderen Methoden bestimmt werden kann, dann lässt sich die Fundstelle sogar in absoluten Zahlen datieren.

Es versteht sich von selbst, dass solche Fundschichten oder -ensembles unangetastet sein müssen, um ihre Aussagefähigkeit zu behalten. Ein ungestörtes Fundspektrum eröffnet weite Möglichkeiten der Interpretation. Da erlaubt die Untersuchung einer ehemaligen Abfallgrube Rückschlüsse auf vergangene Lebensbedingungen. Da liefern unscheinbare Pflanzen- und Knochenreste Daten über den Anbau von Getreidesorten und Feldfrüchten oder die Haltung bestimmter Haustiere. Da lässt sich durch die Auszählung nur mikroskopisch sichtbarer Samen und Pollen vergangenes Klima rekonstruieren, die Verunkrautung vorgeschichtlicher Ackerflächen ermessen und der Entwicklungsstand der Landwirtschaft wie die Qualität der Ernährung abschätzen. Die Zusammenarbeit mit Naturwissenschaftlern: mit Anthropologen, Botanikern und Genetikern, mit Geologen, Physikern und Chemikern gewinnt bei solchen Fragestellungen mehr und mehr an Bedeutung.

Der „Schatz“ eines Archäologen kann sogar gänzlich immateriell sein, und gar nicht mehr in Funden, sondern allein im Befund bestehen. Kaum sichtbare Verfärbungen im Erdreich liefern Informationen über Schichtenabfolgen und sind Kriterien der Datierung einer Fundstelle. Verfärbungen können auch Balkengrübchen und Pfostengruben eines vorgeschichtlichen Hauses markieren und zur Rekonstruktion von Grundrissen verhelfen, aus deren Zahl und Anordnung auf die Größe und Dauer einer Siedlung geschlossen werden kann. Solche Verfärbungen werden im Verlauf der Grabung dokumentiert – heute dreidimensional und digital –, danach abgetragen, um an darunter liegende weitere Befunde zu gelangen, und damit zerstört. Sie bestehen also nach der Grabung

„nur noch“ als Wissenszuwachs und sind dennoch die Grundlage faktengestützter Aussagen über das Leben von Menschen in ihrem zeit- und umweltbedingten Kulturzusammenhang.

Die Befundorientierung ist das Credo der modernen Archäologie. Folgerichtig hat sie Eingang in den Denkmalschutz gefunden. Dies ist der Grund aus dem die Denkmalschutzgesetze der Länder nicht nur oberirdische Bau- und Kunstdenkmäler schützen, sondern auch unterirdische Bodendenkmäler. In der Genehmigungspflicht bei Grabungen und in der Möglichkeit, Grabungsschutzgebiete auszuweisen, drückt sich der Wille zur Erhaltung der Kulturdenkmäler aus. Im Denkmalschutz geht es keineswegs darum, so viel und so schnell auszugraben wie möglich. Der Respekt vor dem Überkommenen, die Erhaltung und Pflege des Unersetzlichen genießen Vorrang. Es ist nur zu wahrscheinlich, dass die Grabungsmethoden der Zukunft schonender sein werden als heute. Wenn aber infolge von Baumaßnahmen oder weil es wissenschaftlich erfolgversprechend ist, gegraben wird, dann soll dies möglichst umfassend und sorgfältig geschehen. Es ist wie in jeder Wissenschaft: Der eigentliche „Schatz“ des Archäologen ist Erkenntnis.

Hier nun kommen die Raubgräber und konterkarieren den Schutz der Bodendenkmäler. Ungefähr seit Mitte der 80er Jahre werden viele der einschlägigen Fundorte von Sondengängern zu „Schweizer Käse“ verarbeitet. Das ist eine bildhafte, aber sehr treffende Formulierung von Wolfgang Schönleber, Polizeibeamter beim Landeskriminalamt Baden-Württemberg, der mit Raubgrabungen befasst ist. Betroffen sind vornehmlich Fundorte, die Metallfunde versprechen, wie die keltischen Oppida in Finsterlohr bei Creglingen und Altenburg bei Waldshut oder die Höhensiedlung Dünsberg bei Gießen. Fachleute schätzen, dass Sondengänger in den vergangenen 20 Jahren allein auf dem Dünsberg Tausende von Funden ausgegraben haben. Bei wissenschaftlichen Nachuntersuchungen stellen die Archäologen fest, dass in den von Raubgrabungen betroffenen Schichten vor allem die Metallfunde fehlen. Das ist ein sicheres Indiz dafür, dass Sondengänger am Werk waren und die oberflächennahen metallischen Objekte aufgespürt und mittels schnellem Spatenstich aus ihrem Fundzusammenhang herausgeklaubt haben. Die Funde gehen dann in Privatsammlungen oder gelangen auf Fundbörsen und Flohmärkte. Die wertvolleren Stücke werden im Münz- und Kunsthandel weiterverkauft. Selbst wenn schöne Objekte dort wieder auftauchen, sind sie für die Wissenschaft verloren, weil sie mit ihrem archäologischen Kontext ihren wissenschaftlichen Aussagewert verloren haben. Dazu gibt es einen treffenden Vergleich:

Wenn man dem Boden nur Metallgegenstände entnimmt, dann zerreißt man die Geschichte. Es ist, als würde man aus dem Buch der Geschichte auf einer Seite alle Gs herausschneiden. Dann hat man zwar viele Gs, aber keine Geschichte, und auch der Rest der Geschichtsquelle ist dahin.

In unserer Ausstellung stellen wir Ihnen drei beispielhafte Raubgrabungen vor und inszenieren die jeweiligen Tatorte:

Der erste Fall: Nach Vorermittlungen des Landeskriminalamts werden 1981 auf dem „Runden Berg“ bei Bad Urach zwei einschlägig bekannte Schatzgräber mit frischen Bodenfunden aufgegriffen. Offenbar hatten sie mit Hilfe einer Metallsonde einen alamannischen Hortfund entdeckt, bestehend aus einem Bronzekessel, eisernen Sicheln, Zangen und weiterem Gerät. Der „Runde Berg“ ist seit dem 19. Jahrhundert als

archäologische Fundstelle bekannt. Archäologische Grabungen in den 1970er Jahren ergaben, dass der Bergkegel gegen Ende des 3. Jahrhunderts, nach dem Fall des Limes, einem alamannischen Adeligen mit seiner Gefolgschaft als Herrschaftssitz diente. Um 500, vermutlich im Zusammenhang mit der Eroberung des Landes durch die Franken, wurde die Befestigungsanlage zerstört, die Bewohner wurden zur Flucht gezwungen, also versteckten sie einen Teil ihrer Habe. Offenbar entdecken die Raubgräber 1981 eines dieser Verstecke. Doch in der polizeilichen Befragung geben sie die genaue Fundstelle nicht preis. Profis. Vor Gericht werden sie zu Geldstrafen verurteilt. Die Funde aus diesem Hortfund werden eingezogen, aber seine Bedeutung lässt sich nicht mehr aufklären. Die Interpretationen der Archäologen variieren, die einen halten das Fundensemble für den Besitz eines Schmiedes, die anderen für die Ausstattung eines Wagners, wieder andere glauben an einen Bauern. Die Raubgrabung zerstörte den Aussagewert des Komplexes als Geschichtsquelle. Und schlimmer noch. Wer weiß, was noch ergraben wurde? Einige Jahre später wird bekannt, dass vergoldete alamannische Bügelfibeln vom „Runden Berg“ über die Schweiz nach New York verkauft wurden. Es existieren nur Abbildungen. Die Stücke entsprechen den Vergleichsfunden aus den archäologischen Grabungen.

Der zweite Fall: Das „Heidentor“ bei Egesheim im Kreis Tuttlingen ist eine Felsenkulisse mit einem großen Durchlass wie ein Tor. Nach der Sage war hier eine Quelle mit heilkräftiger Wirkung. 1990 finden Schatzsucher unterhalb des Felsentors kostbare keltische Fibeln. Die Beute geht über einen Sammler in Düsseldorf an einen Händler aus Trier, der sie dem Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart zum Kauf anbietet. Alarmiert graben die Archäologen nach den Resten. Sie finden weitere Fibeln, Haarnadeln, Ringe, Keramik und sogar griechische Perlen. Die Raubgräber hatten Metallsonden benutzt. Folglich waren ihnen die nördlich der Alpen äußerst seltenen griechischen Glasperlen sowie die eigenartige Keramik entgangen. Diese Funde machen erst die Archäologen. Die Ergebnisse sind spektakulär. Es handelt sich um den ersten in Baden-Württemberg bekannt gewordenen Opferplatz aus frühkeltischer Zeit im 7.-4. Jahrhundert vor Christus. Um so schlimmer, dass seine geschichtliche Aussagekraft durch die Raubgräber weitgehend zerstört wurde. Die Archäologen vermögen den Befund nach der Zerstörung durch die Raubgräber nicht mehr eindeutig zu interpretieren. Sie mutmaßen, dass das „Heidentor“ womöglich als Heiligtum für Frauen diente, denn es wurden dort überwiegend Teile der weiblichen Tracht gefunden. Aber mit Bestimmtheit lässt sich das nicht sagen. Der Sammler erhält eine Geldstrafe, der Händler wird mangels Beweisen freigesprochen. Die Funde werden eingezogen. So richtig glücklich wird hier keiner.

Der dritte Fall: 1996 findet ein Sondengänger im Forst bei Schloss Moritzburg nahe Dresden den Schatz der Wettiner, der ehemaligen sächsischen Kurfürsten und polnischen Könige. Der Sondengänger war Gerüchten nachgegangen, dass die Russen 1947 nicht alle der in den Kriegswirren vergrabenen Schätze aus Schloss Moritzburg gefunden hatten. Tatsächlich gibt es ein zweites, unberührtes Versteck: u.a. mit Teilen des königlichen Tafelservices, einem kostbaren Trinkhorn in Form einer Greifenklaue, dem juwelenbesetzten Blumenkorb von Johann Melchior Dinglinger und dem Mohrenkopfpokal von Christoph Jamnitzer. Dieser Raubgräber ist ehrlich. Er wendet sich an das Grüne Gewölbe in Dresden und gibt seinen Schatz im Museum ab. Daraufhin kommt der größte Teil des Moritzburger Schatzes 1999 in London bei Sotheby's zur Auktion. Der juwelenbesetzte Blumenkorb von Dinglinger wird von dem Biberacher Ehrenbürger Bruno Frey er-

worben, der das Stück in unser Museum gibt – als Ausweis der Biberacher Herkunft des Dresdener Hofgoldschmieds. Wir zeigen ihnen dieses Kleinod in der Sonderausstellung in veränderter Präsentation wunderbar glitzernd und funkelnd in Gold und Silber mit 390 Diamanten, Rubinen und Smaragden. Gar nicht auszudenken, wenn dieser spektakuläre Schatzfund, einer der reichsten, der je in Deutschland gemacht wurde, in dunkle Kanäle verbracht und auf dem Schwarzmarkt verkauft worden wäre. Der Fall stellt unmittelbar vor Augen, welches Ausmaß die Schatzgräberei annehmen kann und welche Schäden für die Öffentlichkeit entstehen können.

Wir haben uns gefragt, wie kommt man der Raubgräberei bei? Um hier einen Standpunkt zu gewinnen, ist es hilfreich, die zugrunde liegenden gesellschaftlichen Bedingungen oder Ursachen zu verstehen. Wir haben festgestellt, dass es die Raubgräberei nicht deshalb gibt, weil es Metallsonden gibt. Sicher trägt die leichte Verfügbarkeit von Metallsonden dazu bei, dass die Problematik seit einigen Jahren eine gesteigerte Brisanz ausbildet. Aber die Raubgräberei ist an sich kein neues Phänomen. Vermutlich gibt es Raubgräber seit eh und je, zumindest seit es beigabenreiche Gräber gibt, vermehrt seit dem Beginn der Metallzeiten.

Wir präsentieren Ihnen in unserer Ausstellung ein beredtes Beispiel: 2006 bis 2008 legt das Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg in Pattonville bei Ludwigsburg ein frühmittelalterliches Gräberfeld der Merowinger frei, in dem über 90 % der Gräber antik beraubt wurden. Wir sind dem Landesamt für Denkmalpflege besonders dankbar dafür, dass wir einen originalen Befund aus dieser exemplarischen Grabung in der Ausstellung rekonstruieren dürfen. Dr. Jörg Bofinger hat uns die Funde zur Verfügung gestellt und Dr. Joachim Wahl hat das Knochenmaterial präpariert und in der Ausstellung anatomisch korrekt und befundgerecht ausgelegt. Wir zeigen Ihnen also den beraubten Merowinger aus Grab 101 aus dem 5.-7. Jahrhundert nach Christus, 1.400 bis 1.600 Jahre alt, mit gruseligem Sand in den leeren Augenhöhlen. Das Skelett zeigt deutlich die Spuren der Beraubung, die bereits einige Jahrzehnte nach der Grablege erfolgt sein muss. Wir erkennen das daran, dass die Knochen verschoben wurden. Die Knochen befanden sich da schon nicht mehr im Sehnenverband. Die Grabräuber plünderten den Friedhof von Pattonville systematisch. Sie stocherten mit eisernen Stangen und gruben zielgenaue Schächte, bei Männerbestattungen in Richtung Becken, wo Schwert und Gürtelschnalle lagen, bei Frauenbestattungen in Richtung Brust, wo Schmuck zu erwarten war. Einzelne von den Grabräubern übersehene Stücke lassen die einst wertvolle Ausstattung der Toten erahnen. Dennoch, über 90 % der Gräber wurden beraubt. Ist dies eine Auflösungserscheinung der Wendezeit? Mit der Einführung des Christentums veränderten sich die Jenseitsvorstellungen. Alte Bräuche wurden aufgegeben und neue Friedhöfe mit beigabenlosen Bestattungen angelegt. Goldblattkreuze und andere christliche Symbole blieben häufig unangetastet, ebenso Gefäße und die symbolträchtige Lanzenspitze. Aus frühmittelalterlichen Gesetzestexten wissen wir, dass Grabräuber mit drakonischen Strafen bedroht wurden. Geholfen hat das wenig.

Die ersten schriftlichen Überlieferungen im Mittelalter und verstärkt in der frühen Neuzeit künden von Schatzsuchern unter magischen Vorzeichen. Wir zeigen Ihnen aus unserer Sammlung – und mit Hilfe der freundlichen Leihgaben des Zeppelinmuseums Friedrichshafen – die Schatzgräbergemälde von Johann Heinrich Schönfeld und Johann Heiss aus dem 17. Jahrhundert. In makabrer Motivik setzen sie schatzhütende Gespens-

ter und schatzsuchende Magier mit Wünschelruten, Zauberzetteln und anderen obskuren Utensilien ins Bild in dunklen Grüften oder Höhlen. Wir erkennen: Raubgräberei gab es zu allen Zeiten, sie ist beinahe eine anthropologische Konstante. „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles.“

Ende des 18. Jahrhunderts rückt der magische Aspekt der Schatzgräberei in den Hintergrund. Aus Schatzsuchern werden Altertumswissenschaftler. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts konstituiert sich die Archäologie als Wissenschaft, wobei sich die frühe vaterländische Spatenforschung wenig von der Schatzgräberei unterscheidet. Man will die Waffen und Werkzeuge der Vorfäter in Händen halten. Dass auch die Auffindungssituation aussagekräftige Puzzelteile der Vergangenheit enthält, wird erst allmählich verstanden und mit der Verfeinerung der Grabungstechnik gelernt und weitervermittelt.

Auch aus Biberach kennen wir Beispiele einer solchen frühen Archäologiebegeisterung. Um nur ein Beispiel herauszupicken: Wir zeigen Ihnen eine mittelalterliche Pfeilspitze von der sagenhaften Kesselburg oberhalb der Stadt. Nach dem Zeugnis alter Chroniken soll die Burg im 8. und 9. Jahrhundert auf dem Gelände des heutigen Steinbruchs an der Ehinger Straße gestanden haben, lange bevor Biberach als Siedlungsplatz an der Rissfurt im 11. Jahrhundert erstmals genannt wurde. Die Kesselburg war ein Ausgangspunkt der regionalen Landeserschließung. Wir wüssten gern mehr über diesen Platz. Doch wir haben nur diese eine Pfeilspitze. Als solche ist sie wertlos. Dergleichen gibt es in jeder Ritterburg. Die frühen Sammler des Kunst- und Altertumsvereins, die die Pfeilspitze im Jahr 1906 ins Museum gaben, hätten noch zur Burgstelle gehen können, um die Reste an Baubefunden aufzunehmen. Doch sie interessierten sich nur für Einzelfunde, nicht für den Fundzusammenhang. Insofern ist unsere Pfeilspitze heute ein stummer Zeuge, ein Fund ohne Befund. Der Steinbruch hat die Burgstelle längst vollständig abgegraben.

Gleich zwei Protagonisten können wir aber auch in Biberach als leuchtende Beispiele anführen.

Ab 1852 erkundet Pfarrer Josef Probst „in staubbedeckter Soutane“ die Steinbrüche Oberschwabens und sammelt in Jahrzehnten über 60.000 Fossilien: Haifischzähne, Reste von Austern und Turmschnecken, Rochen und Delphinen, Seekühen und Krokodilen, Nashörnern und Elefanten. 1868 versteht und publiziert er die noch heute gültige Abfolge der tertiären Schichtung Oberschwabens. Dafür wird er 1877 Ehrendoktor der Universität Tübingen. 1898 übereignet er seine Sammlung der Stadt Biberach.

Ab 1904 trägt der Biberacher Zahnarzt und Liebhaberarchäologe Heinrich Forschner mit über 22.000 Objekten eine der größten archäologischen Privatsammlungen in Baden-Württemberg zusammen. Seine bekannteste Grabungsstelle ist die nach ihm benannte bronzezeitliche „Siedlung Forschner“ am Federsee. 1920 kauft er hier Gelände-parzellen, um die Siedlung gegen allzu schnelle Ausgrabungen zu beschützen. Nur so waren in den 1980er Jahren die wissenschaftlichen Großgrabungen möglich. 1965 gelangt die Sammlung Forschner ins Biberacher Museum. 2002 wird die Sammlung ins Denkmalsbuch Baden-Württemberg eingetragen. Ihre Bedeutung beruht auf den Befunddokumentationen, nicht auf dem Materialwert von Einzelfunden.

Beide, Forschner wie Probst, arbeiteten mit der Stuttgarter Denkmalpflege zusammen. Natürlich waren das andere Zeiten. Es gab nur wenige Landeskonservatoren. Von einem flächendeckenden Bodendenkmalschutz konnte keine Rede sein. Aber so rosig

sind auch unsere Zeiten nicht mehr. Jahr um Jahr werden den Landesämtern die Mittel gekürzt und Personalstellen gestrichen. Beinahe jeder amtliche Archäologe klagt, dass er nur noch zur Betreuung so genannter Notgrabungen kommt, die erforderlich werden, wenn Baumaßnahmen wichtige Bodendenkmäler zu zerstören drohen. Schon heute ist überdeutlich, dass ohne die Hilfe ehrenamtlicher Unterstützer der Schutz der archäologischen Stätten unmöglich ist.

Wir haben uns gefragt, ob es nicht möglich ist, auch mit Sondengängern zusammenzuarbeiten. Wir wissen natürlich, dass man kriminelle Raubgräber nicht überzeugen kann. Aber Kriminelle sind nicht die Mehrheit. Außerdem, welche Alternative gibt es? Jeder weiß, die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen ist aufwendig und nicht immer von Erfolg gekrönt. Aber welche Alternative gibt es? Die Raubgraberei lässt sich nicht einfach verbieten. Wohlfeile Forderungen nach schärferen Gesetzen greifen kurz. Es könnte für die Denkmalpflege lohnend sein, möglichst viele menschliche Energien in ihre Arbeit einzubeziehen, zum einen weil diese Energien sonst gegen die Archäologie wirken, zum anderen weil die Denkmalpflege als Ganzes unter Veränderungsdruck steht. Es gilt, neue Formen der Öffentlichkeitsarbeit zu fördern, um die gesellschaftliche Relevanz archäologischer Arbeit unter Beweis zu stellen.

Der Denkmalschutz verteidigt unsere Kulturdenkmäler über und unter der Erde. In aller Konsequenz verteidigt er unser Herkommen und unsere Identität. Diese abstrakte Wahrheit ist der Öffentlichkeit wenig bewusst. In Zeiten wirtschaftlicher Bedrängnis und sozialer Veränderungen besteht die Gefahr, dass die Öffentlichkeit die Belange wissenschaftlicher Archäologie ausschließlich von der Kostenseite betrachtet und die immateriellen Verluste oder Gewinne außer Acht lässt. Die größte Gefahr droht durch die wachsende Bautätigkeit. Dem expansiven Flächenverbrauch fallen die weitaus meisten Bodendenkmäler zum Opfer. Demgegenüber sind die Sondengänger das kleinere Problem. Dass Straßen gebaut werden und Infrastruktur gelegt wird, ist vielfach unvermeidlich. Aber die unkontrollierte Schatzsuche muss nicht sein. Ist es so unmöglich, hier zu Fortschritten zu kommen? Die Schatzsuche an sich wird sich nicht ausrotten lassen. Die Menschen werden Suchende bleiben. Aber können wir die Suchenden nicht stärker in den Dienst des Denkmalschutzes stellen? Kann es sich der Denkmalschutz leisten, auf potentielle Sympathisanten zu verzichten? Nicht der Profi, sondern der Amateur ist der wahre Liebhaber einer Sache.

Ein schönes Beispiel: 1987 entdeckt der Sondengänger Tony Clunn im Auftrag des Kreisarchäologen in Kalkriese bei Bramsche nördlich von Osnabrück römische Silbermünzen und drei Schleuderbleie. Die Fachwelt geht heute mehrheitlich davon aus, dass sich in Kalkriese die Reste eines antiken Schlachtfeldes fassen lassen, die in direktem Zusammenhang mit der so genannten Varus-Schlacht im Jahr 9 nach Christus stehen, als germanische Stämme unter Arminius drei römische Legionen in einen Hinterhalt locken. Die Entdeckungen sind eine archäologische, keine materielle Sensation. Sie berühren das nationale Selbstverständnis der Deutschen. Der Archäologie gelingt es, durch eine Vielzahl präzise erhobener Daten zur Entmystifizierung dieses angeblichen Wendepunktes der Geschichte beizutragen. Mit Unterstützung der regionalen Wirtschaft werden Publikationen und ein Museum mit archäologischem Park finanziert. Infolge der Initiative eines Kreisarchäologen und eines ehrenamtlichen Sondengängers hat hier die Archäologie mit ihren Erkenntnismethoden an öffentlicher Akzeptanz gewonnen.

Gerade die Archäologie, die von der zufälligen Entdeckung kleiner Stückchen Blei auf einem Maisfeld so sehr abhängt, kann auf die Informanten in der Bevölkerung, die eigentliche Basis der ehrenamtlichen Helfer, nicht verzichten. Gerade die Archäologie darf das Bekanntwerden zufälliger Entdeckungen nicht erschweren. Niemand weiß, worauf wir verzichten. Die Ressourcen sind endlich, die Zahl der Bodendenkmäler und die Möglichkeit der Erkenntnis ist begrenzt. Eigentlich darf sich die Archäologie die Vermehrung goldschimmernder Rätsel nicht leisten. Vermutlich gelingt das nicht, wenn man versucht, die Schatzsuche generell zu verbieten. Es könnte gelingen, wenn man das Abenteuer kanalisiert und in kontrollierten Bahnen zulässt. Ist das ein Widerspruch in sich?

Im Grunde insinuieren wir einen Fortschritt der Zivilgesellschaft. Auf welchen Wegen auch immer, wir hoffen, dass die Zahl derer zunimmt, denen der Kulturgutschutz etwas bedeutet. Wir hoffen auf die „cives“, die Bürger mit Gemeinsinn (obwohl wir fürchten, dass ihrer in diesen Zeiten eher weniger werden). Wie es heute selbstverständlich ist, dass kaum jemand ohne behördliche Genehmigung, Revier und Jagdschein in den Wald geht, um ein Reh zu schießen, so muss es selbstverständlich werden, dass kaum jemand ohne Suchgenehmigung in den Wald geht, um ein schatzträchtiges Bodendenkmal zu plündern.

Die professionellen Vertreter der modernen Archäologie arbeiten dafür, dass der Gedanke des Bodendenkmalschutzes von möglichst vielen Menschen verstanden wird: Der erkenntniswichtige Befund ist wertvoller als der materielle Fund. Diesem Vermittlungsziel dient eine Vielzahl populärer Publikationen sowie eine nicht abreißende Reihe werbeaufwendiger Ausstellungen. Ich hoffe, dass auch das Museum Biberach mit der Ausstellung „Raubgräber-Schatzgräber“ einen Beitrag erbringen kann. Das ist der hauptsächliche Beweggrund, aus dem wir diese Ausstellung gemacht haben.

Dennoch gestehe ich Ihnen freimütig, dass ich zusätzlich von einem weiteren Motiv bestimmt wurde. Ich fand das Thema einfach toll. So viele Themen, die einerseits anspruchsvoll und gesellschaftlich sinnvoll und andererseits hoch spannend und von mythischen Schatzgeschichten umrankt sind, gibt es nicht. „Raubgräber-Schatzgräber“ ist etwas für jung und alt, für den Fachmann wie für den Laien, für den Einzelbesucher wie für Familien, für den Museumsfan wie für den Museumsvermeider. So viel Gold und Silber, so viele inszenatorische Installationen hatten wir in einer Sonderausstellung in Biberach noch nie.

Meinen Mitarbeitern und mir war klar, dass wir eine ausstellerische Chance bekamen. Also habe ich Ausschau nach dem Gelde gehalten. Ich will Sie nicht mit verwaltungsmäßigem Chinesisch langweilen, aber Mitglieder des Gemeinderates und der Stadtverwaltung werden wissen, dass ich zu den Skeptikern der Budgetierung des Kulturdezernats zähle und die Vermehrung der Bürokratisierung heftig beklage. Einen Vorteil hingegen bringt die Budgetierung: Man kann nicht-ausgegebene Haushaltsmittel über die Haushaltsjahre hinweg ansparen. So habe ich versucht, einige Mitnahmeeffekte zu realisieren. Sowohl bei der Liebherr-Ausstellung als auch bei der Handtmann-Ausstellung wurden Teile der Ausstellungskosten von den beteiligten Firmen übernommen, was den Museumshaushalt entlastete. Zudem wurde die Ausstellung „Nationalsozialismus in Biberach“ 2006 zu einem Erfolg. Die Einnahmen aus Eintritten und dem Verkauf des Ausstellungskatalogs – die Auflage ist nahezu vollständig abverkauft – entlasteten den Museumsetat. Und wenn einem das Glück hold ist, dann beschert der Gott

aller Museen und Kultureinrichtungen ein Rekordergebnis. 2007 kamen mit 43.522 Besuchern so viele Menschen wie noch nie in der über 100jährigen Geschichte des Biberacher Museums, was wiederum den Museumsetat entlastete.

Mit den angesparten Mitteln stellten wir ein Kreativteam zusammen: Wir engagierten die erfahrene und fachlich äußerst versierte Archäologin Frau Dr. Gabriele Legant aus Allensbach. Wir gewannen die beispiellos flexible und ideenreiche Gestaltungsfirma süddesign aus Biberach, Herrn Ralf Helène. Und ich überredete die in der Stadt mittlerweile renommierte Architektin, Inge Zalenga von den „Architekten vom Weberberg“, mitzumachen.

Zusammen mit meinen festen Mitarbeitern war dies nun ein Projektteam, wie wir es noch nie hatten, abgesehen von der Einrichtungsphase des Museums vor 10 Jahren. Die Diskussionen an unserem großen Tisch, der über und über mit Plänen bedeckt war, haben mir großen Spaß gemacht. Gemeinsam erfanden wir den „Tunnel der Schatzgräber“. Ich bin gespannt auf Ihre Meinung, meine Damen und Herren. Aber schon jetzt muss ich den Beteiligten herzlich danken, vor allem Inge Zalenga und Ralf Helène, die sich wunderbar ergänzten, zwei Superkreative, der eine mehr zweidimensional in der Fläche, die andere mehr dreidimensional im Raum, genau das, was man für eine Ausstellung benötigt, dazu engagiert, immer ansprechbar und an der Sache orientiert, einfach toll. Egal, was man für einen Etat hat, das kann man nicht bezahlen. Inge Zalenga und Ralf Helène haben gestalterisch den größten Anteil an der Ausstellung. Herzlichen Dank euch beiden.

Ich danke auch den beteiligten Schreibern von der Firma „Die Eibe“, Herrn Thomas Schäfer aus Ochsenhausen mit seinen tollen Jungs, das war Maßarbeit und absolut zuverlässig.

Ich danke der Herrmanns GmbH (KFZ-Technik und Recycling) in Hailtingen für den alten Daimler. Sie hören richtig, meine Damen und Herren, wir haben ein Auto zersägen lassen und in die Ausstellung eingebaut, weil es an unserem Tatort „Heidentor“ eine große Rolle spielte.

Und ich danke meinen bewährten Mitarbeitern:

Frau Rosemarie Marquart für die finanzielle Abwicklung, alle Angebotseinholungen, Kalkulationen, Bestellungen in einem Umfang und unter Zeitdruck wie nie. Sie hat mich immer wieder gewarnt, wenn die Kosten aus dem Ruder zu laufen schienen und immer eine Lösung gefunden.

Ich danke Frau Gisela Moll im Vorzimmer für die kommunikative Abwicklung aller Einladungen, Termine, Veranstaltungen und Organisationen. Beide Retterinnen werden Ihnen auch gleich am Buffet einige Erfrischungen reichen.

Ich danke vorab schon den Damen im Besucherdienst um Rosemarie Hummler, weil diese verwinkelte Ausstellung in der Beaufsichtigung, in der technischen Betreuung und vermutlich auch in der Beantwortung vielfältiger Fragen viel abverlangen wird.

Ich ziehe den Hut vor unserem Museumstechniker Mehmet Elibol, der den größten Beleuchtungsauftrag seiner Laufbahn gestemmt hat. Wir wissen nicht genau, wie viele Meter Strippen er gezogen hat, vermutlich einen halben Kilometer. Zudem hat er jede Menge Spezialbeleuchtungskörper besorgt. Das Ergebnis spricht für sich.

Ich danke herzlich unserem Museumsschreiner Manfred Kramer für die Detailarbeiten, wenn es Präzision und ein Finish brauchte, Vitrinenausrichtungen, Gemäldeaufhängungen, unterstützt von seiner Frau Christina Kramer, ebenfalls Schreinerin, die uns schon häufig bei Ausstellungen geholfen hat. Denkwürdig waren ihre großartigen Apfelkuchen fürs Team.

Ich danke besonders unserem Museumsrestaurator, Hanspeter Ihle, mein verlängerter Arm, der immer das inhaltliche Konzept im Kopf behielt, dabei alle Exponate konservatorisch 300prozentig versorgte, die Vitrinen einrichtete und gemeinsam mit Konrad Kopf und Gabriele Legant eine Inszenierungsidee nach der anderen produzierte. Eines Morgens fragte ich mich: Woher in aller Welt kommt dieser Waldboden? Danke für dieses Engagement und vor allem für die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen.

Ich danke unserem Museumspädagogen Konrad Kopf für die Ideen, insbesondere für die Inszenierung „Achtung Bodendenkmal“, für den wachen Kopf eben. Nomen est Omen.

Ich danke Dr. Uwe Degreif, meinem Stellvertreter – wiewohl dieses Mal nicht so beteiligt, weil er schon bei der übernächsten Ausstellung ist – ich danke ihm für den unschätzbaren, übergeordneten Rat.

Hervorheben will ich zum Schluss Frau Dr. Legant, die mir in der Ausstellungsarbeit wie bei der Abfassung des begleitenden Katalogs eine unverzichtbare Hilfe war. Ohne Frau Legant wäre das nicht gegangen. Ich glaube, für die Archäologin, die sonst gräbt und analysiert, war die Ausstellungsarbeit eine neue Erfahrung. Wenn wir als Museum etwas zurückgeben konnten, würde es mich sehr freuen. Denn die fachliche Hilfe von Frau Legant hat diese Ausstellung überhaupt ermöglicht. Ich danke Ihnen dafür besonders.

Das, meine Damen und Herren, war mein Kreativteam. Ich zolle allen Beteiligten großen Respekt. Unsere Besucher werden mit den Füßen darüber abstimmen, aber eins lässt sich schon sagen: Wir haben dieses Mal viel in Waagschale geworfen.

Ich empfehle Ihnen den begleitenden Katalog, der im Theiss-Verlag Stuttgart erscheint und in dem ein volles Dutzend namhafter Archäologen und Kulturwissenschaftler dieses interessante Thema von verschiedensten Seiten einkreist. Das Buch ist an unserer Museumstheke erhältlich. Es bringt weitere Beispiele und Raubgräberfälle, vertieft die Problematik auch rechtlich, wirbt um Verständnis für den Denkmalschutz und entwirft die eine oder andere Perspektive für eine Archäologie der Zukunft. Wenn es uns gelungen ist, einen Beitrag zu liefern, der die Diskussion um den Denkmalschutz voranbringt, wäre ich einigermaßen stolz. Inzwischen bescheiden wir uns in unseren kulturellen Erwartungen im Jahr 2008, in dem Stephen Spielberg den dritten Teil seines Indiana Jones in die Kinos gebracht hat, und hoffen, dass Harrison Ford in Ehren in die Jahre kommen möge, damit uns weitere Verballhornungen erspart bleiben.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.

Museum Biberach

Museumstraße 6, 88400 Biberach
Fon 07351/51-331, Fax 07351/51-314
Dienstag - Freitag 10-13 u. 14-17 Uhr
Donnerstag bis 20 Uhr
Samstag, Sonntag 11-18 Uhr
www.museum-biberach.de
museum@biberach-riss.de